

FRANKLIN HORTON

MAD MICKA

WIDERSTAND

BAND 2



LUZIFER
VERLAG

MAD MICK
WIDERSTAND

Band 2

Franklin Horton

übersetzt von Nicole Lischewski

This Translation is published by arrangement with Franklin Horton

Title: MASTERS OF MAYHEM. All rights reserved.

Diese Geschichte ist frei erfunden. Sämtliche Namen, Charaktere, Firmen, Einrichtungen, Orte, Ereignisse und Begebenheiten sind entweder das Produkt der Fantasie des Autors oder wurden fiktiv verwendet. Jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen Personen, lebend oder tot, Ereignissen oder Schauplätzen ist rein zufällig.

Impressum

Deutsche Erstausgabe
Originaltitel: MASTERS OF MAYHEM
Copyright Gesamtausgabe © 2022 LUZIFER Verlag Cyprus
Ltd.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Cover: Michael Schubert
Übersetzung: Nicole Lischewski
Lektorat: Manfred Enderle

Dieses Buch wurde nach Dudenempfehlung (Stand 2022)
lektoriert.

ISBN E-Book: 978-3-95835-649-8

Sie lesen gern spannende Bücher? Dann folgen Sie dem
LUZIFER Verlag auf
[Facebook](#) | [Twitter](#) | [Pinterest](#)

Sollte es trotz sorgfältiger Erstellung bei diesem E-Book ein
technisches Problem auf Ihrem Lesegerät geben, so freuen
wir uns, wenn Sie uns dies per Mail an info@luzifer-verlag.de
melden und das Problem kurz schildern. Wir kümmern uns
selbstverständlich umgehend um Ihr Anliegen.

Der LUZIFER Verlag verzichtet auf hartes DRM. Wir arbeiten
mit einer modernen Wasserzeichen-Markierung in unseren
digitalen Produkten, welche Ihnen keine technischen Hürden
aufbürdet und ein bestmögliches Leseerlebnis erlaubt. Das

illegale Kopieren dieses E-Books ist nicht erlaubt.
Zuwiderhandlungen werden mithilfe der digitalen Signatur
strafrechtlich verfolgt.

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhaltsverzeichnis

WIDERSTAND

Impressum

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

[Kapitel 28](#)

[Kapitel 29](#)

[Kapitel 30](#)

[Kapitel 31](#)

[Kapitel 32](#)

[Kapitel 33](#)

[Kapitel 34](#)

[Kapitel 35](#)

[Kapitel 36](#)

[Kapitel 37](#)

[Kapitel 38](#)

[Kapitel 39](#)

[Kapitel 40](#)

[Kapitel 41](#)

[Kapitel 42](#)

[Kapitel 43](#)

[Kapitel 44](#)

[Kapitel 45](#)

[Über den Autor](#)

Kapitel 1

Bryan Padowicz nippte an seiner Tasse Kaffee und starrte aus dem halb vereisten Fenster seines Blockhauses. Draußen hatte die Strömung des Bachs auf Douthat Lake einen Halbmond aus Herbstlaub angeschwemmt und sie spülte die Blätter nach und nach über das grob gebaute Wehr aus Steinen. Es ging auf das Ende des Herbstes zu und Bryan schätzte, dass inzwischen wohl die meisten Blätter von den Bäumen gefallen waren. Bald würden die Bäume kahl sein und ein bedrückender Winter würde sich wie ein Albtraum auf sie hinabsenken.

Eine heruntergekommene Schar verdreckter Frauen in schlecht sitzender Kleidung marschierte auf einem laubbedeckten Pfad den See entlang zur Arbeit auf den Feldern. Der Winteressensvorrat der Gruppe, ihre finanzielle Sicherheit, ja, die gesamte Zukunft von Bryans rühmlichem Projekt hingen vom Arbeitsertrag dieser Frauen ab. Es war traurig, aber diese paar Frauen waren fast alle, die von seinen Zwangsarbeiterinnen übriggeblieben waren.

Zeitweilig hatte er vierzig bis fünfzig Frauen auf seiner Farm gefangen gehalten, die früher ein Naturpark gewesen war. Er hatte vorgehabt, diese Anzahl bis zum Winter zu verdoppeln, aber nichts war so gelaufen, wie er es vorgehabt hatte. Die Frauen – allesamt miese Intrigantinnen – hatten einen Plan ausgeheckt, die Wäsche der Männer mit einem Extrakt aus Giftsumach zu vergiften und die Männer durch den so verursachten juckenden Ausschlag fast in den Wahnsinn zu treiben. Einige der Männer hatten sich derartig wundgekratzt, dass ihre Haut sich entzündete und sie auf der Krankenstation behandelt werden mussten.

Als die Männer von Douthat Farms durch ihre ständigen Qualen abgelenkt waren, griffen die Frauen sie mit ihren Arbeitsgeräten an: Hacken, Schaufeln, Spitzhacken, Suppenkellen und Wäscheknüttel wurden zu Waffen, mit denen sie ihre Wächter zusammenschlugen und töteten. Dabei gelang mehr als der Hälfte der von Bryan gefangengehaltenen Frauen die Flucht. Ein paar Frauen wurden im Handgemenge erschossen. Die Übriggebliebenen waren jämmerliche, unterdrückte Verwahrloste, die keinerlei Hoffnung mehr hatten und darum beteten zu sterben. Bryan musste zugeben, dass es aussah, als würden die vereinten Bemühungen dieser armen Frauen und seiner restlichen Männer die Farm nicht durch den Winter bringen.

Nach der *Revolte*, wie Bryan es nannte, hatte er zwei Dutzend seiner besten Männer auf eine Reise in den Süden geschickt, um neue Frauen zu besorgen. Er wollte nicht, dass sie in der Umgebung Frauen einsammelten, da er befürchtete, es könnte seine Nachbarn gegen ihn aufbringen. Inzwischen war das mehrere Wochen her und sie waren nicht zurückgekehrt. Bryan hatte nicht mehr viele Männer übrig, die er entbehren konnte. Wenn es sich machen ließ, schickte er ab und zu einen Reiter los, um nach Spuren der Truppe zu suchen, aber sie fanden nichts. Manchmal ließ ein Anwohner verlauten, Reiter vorbeiziehen gesehen zu haben, aber was aus ihnen geworden war, wusste niemand.

Er hatte nicht genügend Männer übrig, um ein weiteres Plünderungskommando loszuschicken. Obwohl sie mehr Gefangene brauchten, hatte er kaum genügend Männer für die alltäglichen Aufgaben. Ohne Arbeitskräfte waren sie verloren. Er wusste nicht, was er machen sollte.

Ein paar Tage zuvor hatte er einen Boten in einen Nachbarort gesandt, um ein paar Männer anzuheuern. Bisher hatte er sich davor aus Angst gescheut, dass die

Männer aus der Nachbarschaft Einzelheiten über die Farm ausplaudern könnten. Er wollte den Ort in Unwissenheit darüber lassen, dass er Rauschgift zum Verkauf anbaute. Und er wollte seine Nachbarn auch nicht wissen lassen, dass er das mithilfe von gefangengehaltenen Frauen tat. Aus reiner Verzweiflung stellte er zwei Männer ein, versorgte sie mit Verpflegung und setzte sie als Wachposten ein, wozu weniger Fachkenntnisse nötig waren als für viele der anderen Aufgaben.

Die beiden waren gestern verschwunden und hatten zwei der gefangenen Frauen mitgenommen. Es war möglich, dass sie anderen Leuten von den Sklavinnen auf der Farm erzählen würden. Das war eine weitere Sorge. Bryan träumte immer noch davon, dass seine Douthat Farms eine moderne Version von Monticello wurde und er selbst zu einer modernen Version von Thomas Jefferson, doch diese Hoffnung schwand mit jedem Tag weiter dahin.

Er wusste, dass das Stromnetz wahrscheinlich in naher Zukunft wieder funktionieren würde und dass der gegenwärtige Zustand zu einem Ding der Vergangenheit werden würde. Die Zeit verstrich. Er musste zuschlagen und ein Vermögen anhäufen, bevor wieder Ordnung herrschte. Die Menschen würden ihr wertloses Geld, Eigentum und noch vieles mehr für die Lebensmittel eintauschen, die er anbaute. Wenn der Strom wieder funktionierte, würden ihn das Geld und die Güter zu einem reichen Mann machen, aber ohne Sklavenarbeit konnte er nichts verdienen. Ein wirtschaftliches Defizit braute sich vor ihm wie die Dunkelheit eines herannahenden Unwetters zusammen.

Bryan trank seinen Kaffee aus, stellte die Tasse auf die leere Küchenanrichte und ging zurück ins Wohnzimmer, um das Feuer zu schüren. Da er plante, den Morgen draußen zu verbringen, zog er sich warm an und schnallte sich einen Navy Colt von 1851 um. Das war reine Theatralik, die er sich

angewöhnt hatte, weil er nicht erwartete, mit seinen Waffen jemals schießen zu müssen. Sie waren Requisiten, die zu seiner Verkleidung gehörten. Er konnte nicht mal sonderlich gut schießen.

Bevor er nach draußen trat, hingte er sich eine Kalaschnikow über die Schulter. Er war noch nicht einmal bis an den Rand seiner Veranda gekommen, als er eine Gestalt in Arbeitshosen und Hoodie auf sich zulaufen sah. Es war Michael, der den Arbeitskolonnen vorstand, die sich um die Gewächshäuser kümmerten. Als er Bryan sah, hob er grüßend die Hand und verlangsamte seine Schritte. Als er an der Verandatreppe ankam, versuchte er immer noch, seinen Atem zu beruhigen.

»Schlechte Nachrichten kann ich nicht gebrauchen«, sagte Bryan. »In meiner Seele ist kein Platz mehr dafür da.«

Michael keuchte immer noch zu sehr, um reden zu können, aber so zögernd und unsicher, wie er hochsah, hatte er offensichtlich nichts Gutes zu berichten. »Das Cannabis ist weg«, keuchte Michael. »Jemand hat das Vorhängeschloss gekappt und alle Pflanzen rausgerissen. Hat alles mitgenommen.«

»Das waren über einhundert große Pflanzen«, sagte Bryan. »Die sind alle weg?«

»Überall sind Fußspuren. Es müssen mehrere Leute gewesen sein.«

Bryan seufzte. Es mussten die Männer gewesen sein, die sie im Ort angeheuert hatten und die gestern mit zwei der gefangenen Frauen weggelaufen waren. Die Gewächshäuser waren von der Außenwelt abgeschirmt; sie befanden sich in ehemaligen Garagen, die die Angestellten des Naturparks benutzt hatten. Die Lampen waren an die Solarstromanlage angeschlossen, die Bryan selbst installiert hatte.

Es war unwahrscheinlich, dass jemand die Gewächshäuser zufällig entdecken würde. Bis vor ein paar Wochen noch

hatte er die Gewächshäuser nachts bewachen lassen, aber dafür hatte er jetzt nicht mehr genügend Männer. Wenn die Wachposten noch dagewesen wären, hätte sich dies nie ereignet. Jetzt hatte er kaum noch genügend Männer, um die Holzöfen in den Gewächshäusern zu schüren.

»Ist dem Mohn nichts passiert? Und dem Gemüse?«, fragte Bryan. In seiner Stimme lag ein Hauch von Verzweiflung, der ihm fast peinlich war. Er brauchte dringend gute Neuigkeiten.

»Da bin ich mir nicht ganz sicher«, antwortete Michael. »Ich glaube nicht.«

»Die haben sie auch alle mitgenommen?«

»Das nicht gerade«, sagte Michael. »Die Leute, die das Cannabis gestohlen haben, sind in die anderen Gewächshäuser eingebrochen und haben alles zerstört – haben die Pflanzen umgerissen und sie mit Macheten zerhackt. Dann haben sie die Türen aufgelassen, weshalb die Temperaturen drinnen auf unter null Grad gefallen sind. Ich glaube, dass alles, was sie nicht zerstört haben, vermutlich zu viel Frost abgekriegt hat, um zu überleben.«

Bryan widerstand der Versuchung, seine Kalaschnikow von der Veranda zu werfen, zu schreien und zu fluchen.

Er verharrte bewegungslos. Er war so nahe dran gewesen. Fast alles hatte kurz vor der Ernte gestanden. Er fühlte sich aus einer Vielzahl von Gründen wütend und verletzt. Noch schlimmer war, dass seine Träume vor seinen Augen zu Staub zerfielen. Er baute seit genügend Jahren Pot an, um von seinen gärtnerischen Fähigkeiten überzeugt zu sein. Er hatte Cannabis angebaut, um es zu verkaufen und gegen andere Güter einzutauschen. Den Mohn baute er an, um Opium für den Verkauf und Tauschhandel herzustellen.

Er baute genügend Gemüse für seine eigenen Leute und zum Tauschhandel mit Menschen an, die keine Drogen haben wollten und für das Essen anderes eintauschten, das

sie auf der Farm brauchten. Jetzt würde er sich glücklich schätzen können, wenn sie noch ausreichend Gemüse hatten, um selbst durch den Winter zu kommen. Er war sich fast sicher, dass es nicht reichen würde. Seine Leute würden bald wie alle anderen dazu verdammt sein, überall nach etwas zu essen suchen zu müssen. Wie treu ergeben würden sie ihm dann noch sein? Wie sehr würden sie noch seiner Vision verschrieben sein, einen prächtigen Landsitz aufzubauen, der ihn und seine Familie auf Generationen hin reich machen und alle ernähren würde, die an ihn glaubten?

»Ist denn *überhaupt* noch was übrig?«

»Den Kartoffeln ist vermutlich nichts passiert. Wir hatten sie in 20-Liter-Eimer gepflanzt und ich bin mir sicher, dass sie von der Erde vor dem Frost geschützt sind. Davon haben wir jede Menge, aber ob wir allein davon überleben können, weiß ich nicht.«

Bryan war am Boden zerstört, zeigte seine Gefühle aber weiterhin nicht. Er musste jemand sein, der Schwierigkeiten löste, ein Anführer. Menschen hingen von ihm ab. Seine Nachkommen hingen von ihm ab. »Erntet alle Kartoffeln. Bringt sie in den Erdkeller.«

Unbehaglich trat Michael von einem Fuß auf den anderen. »Die Erdkeller sind nicht fertig. Sie hatten kurz vor der Revolte Männer dafür abbestellt, aber die sind nur ein paar Tage weit gekommen. Wir haben bloß eine Grube neben dem Speisesaal. Die ist ungefähr so groß wie ein geräumiges Grab, hat aber kein Dach und keine Tür.«

Bryan senkte sein Kinn an die Brust und holte tief Luft. Er sprach durch zusammengebissene Zähne. »Grabt. Die Kartoffeln. Aus. Bringt sie. Fürs Erste. In den Speisesaal. Seht zu, dass es da warm genug ist und sie keinen *Frost* bekommen. Trommeln Sie alle Männer zusammen. Wir treffen uns im Speisesaal. In einer Stunde.«

Michael lief eilig davon, bestrebt, der unangenehmen und enttäuschenden Befragung zu entkommen. Er wusste genau, dass er nichts außer schlechten Nachrichten überbracht hatte. Die meisten Menschen auf Douthat Farms hielten Bryan für einen Exzentriker, aber niemand von ihnen machte den Fehler, ihn für harmlos zu halten. Er traf manchmal irrationale Entscheidungen. Manchmal bezahlten Leute für etwas mit ihrem Leben. Michael hatte während des gesamten Gesprächs voller Angst geglaubt, dass er jeden Moment für einen Missstand, den er nicht verschuldet hatte, sein Leben lassen musste.

Bryan drehte sich steifbeinig um und ging zurück in sein Blockhaus. Er nahm sein Gewehr ab und legte es zu den historischen Waffen, die er in der Nähe aus einem Museum gestohlen hatte, zurück in die Wandhalterung. Er ging an seinen Schreibtisch, sackte auf seinen antiken Stuhl, lehnte sich zurück und streckte alle viere von sich. Er war so gut wie gescheitert. Er fühlte sich wie ein besiegter General oder ein Mafiaboss, dem die CIA auf der Spur ist. Wie konnte er hiermit fertigwerden?

Er sprang auf und ging mit langen Schritten an einen Queen-Anne-Tisch, auf dem eine altertümliche Kristallglaskaraffe stand. Die Löwenbeine des Tisches erinnerten ihn an seine Mission und an seinen Platz in der Weltgeschichte – oder vielmehr an den Platz, den er in der Geschichte einnehmen wollte. Er öffnete den Stöpsel der Ravencroft-Karaffe und goss sich einen Macallan Singlemalt Scotch von 1988 ein. Aus dem ersten Schluck wurde ein schnelles *Sich-hinter-die-Binde-gießen*. Es war schändlich, einen so edlen Tropfen in einem Zug hinunterzustürzen, aber es ließ sich nicht ändern.

Er goss sich noch ein Glas ein, ging zurück an den Schreibtisch und legte den Kopf auf die Holzplatte. War er erledigt? War dies der Moment, in dem er aufgab? Indem er

seine Ambitionen, ein zweiter Jefferson zu werden, an den Nagel hängte und nach Hause ging?

Die Gründungsväter waren nicht die Art von Männern gewesen, die bei Schwierigkeiten aufgaben, und so ein Mann wollte auch Bryan nicht sein. Er richtete sich wieder auf und setzte sich selbstbewusster hin, drückte das Rückgrat durch und nahm sein Glas Scotch in die Hand. Er konnte die Zügel dieses durchgehenden Pferdegespanns jetzt entweder wieder in die Hand nehmen oder es auf seinen Untergang zustürmen lassen. Was sollte es sein?

Er stieß einen tiefen Seufzer aus, stand auf und nahm seinen alten Ledergürtel mit dem Navy Colt ab. Er legte den Gürtel, Holster und Revolver in einem Haufen auf seinen Schreibtisch und suchte sich auf der anderen Seite des Raums einen automatischen Colt in Kaliber .45 von 1911 aus einem hölzernen Pistolenständer heraus. Obwohl der Colt aus einer anderen Ära als eine Glock oder Sig stammte, konnte er ihn mit Magazinen laden und gleichzeitig etwas der altmodischen Lebensart beibehalten. Er nahm das Magazin heraus und stellte fest, dass es geladen war. Er steckte es zurück in die Pistole, zog den Schlitten zurück und überprüfte, dass sie nicht entsichert war. Er schob sich den Colt hinter den Gürtel und steckte sich drei zusätzliche Magazine in die Westentasche.

Er hängte sich die Kalaschnikow über die Schulter und ging zurück auf die Veranda. Die kalte Luft war ernüchternd, aber er fühlte sich vom Scotch, dem versiegenden Adrenalin und dem losgelösten Zustand tiefster Unentschlossenheit noch wie betäubt. Er wusste nicht, wie lange er drinnen nachgedacht hatte. Waren es lediglich Minuten gewesen oder eher eine Stunde? So oder so – er hatte jetzt einen Entschluss gefasst und der Weg in die Zukunft war ihm klar.

Er stieg die knarrenden Verandastufen hinunter und marschierte mit entschieden durchgedrücktem Rücken auf

den Speisesaal zu. Als er sich dem Gebäude näherte, sah er Rauch aus dem gemauerten Schornstein steigen. Vor dem Speisesaal befand sich eine breite Veranda mit einer langen Bank, auf der die noch verbliebenen weiblichen Gefangenen saßen, die Hauptarbeitskräfte von Douthat Farms. Die Männer mussten sie draußen sitzen gelassen haben, weil sie unsicher waren, was Bryan mit ihnen bereden wollte.

Bryan blieb vor den Frauen stehen und musterte sie emotionslos. Sie sahen abgehärmt und erbärmlich aus. Leider konnte er niemandem außer sich selbst die Schuld für ihr Aussehen geben. Dies hatte er verursacht, es war sein Versagen, und es starrte ihm ins Gesicht. Wenn er das nur ändern könnte. Wenn er sein Schiff nur zurück auf Kurs steuern könnte.

Er hielt den alten Colt schon in der Hand, bevor es überhaupt jemand merkte. Er schoss drei der Frauen aus nächster Nähe in die Stirn, bevor auch nur eine der anderen reagierte. Aber sie wussten jetzt, was kam. Sie konnten es in seinen Augen sehen und versuchten, schreiend und weinend davonzulaufen.

Es war ein nutzloser Versuch. Sie waren alle wie Packpferde mit einem einzigen langen Seil aneinandergebunden. Die ersten fielen tot um und die restlichen Frauen waren an die drei Leichen gefesselt. Sie konnten nicht fliehen. Die übrigen Frauen starben nicht nach nur jeweils einer Kugel. Sie versuchten sich freizureißen und warfen sich hin und her, was es selbst aus der Nähe schwierig machte, sie in den Kopf zu schießen. Er feuerte auf die Oberkörper, um sie ruhigzustellen. Dann ging ihm die Munition aus und der Schlittenfang rastete ein.

Er lud nach und machte da weiter, wo er aufgehört hatte. Als der letzte Schuss verhallte, lagen Bryans letzte Gefangene tot vor ihm und ihr Blut rann in dünnen Bächen die leicht schrägen Planken hinunter. Es rann von der

Verandakante in die Blumenbeete, die einst von einem staatlich angestellten Botaniker angelegt worden waren, jetzt aber voller Unkraut, zugewachsen und blutdurchweicht waren.

Bryan starrte auf sein Werk. Er hörte die Bohlen knirschen, drehte sich um und sah, dass seine Männer hinter ihm standen. Sie hatten einen Angriff vermutet, als sie seine Schüsse hörten, und waren kampfbereit mit gezogenen Waffen zu ihm nach draußen gestürzt. Als sie ihn und seine Taten entdeckten, machten sie nicht mit, sondern sahen von Angst gelähmt zu.

Bryan lächelte seine Männer an. Er fühlte sich erfrischt und energiegeladen, bereit, die Führung zu übernehmen. Es war ein neuer Tag. Es war eine neue Ära. Heute würden sie aus der Asche wieder auferstehen.

»Wir müssen reden«, sagte er. »Lassen Sie uns reingehen.«

Kapitel 2

Oben auf Jewell Ridge ging die Sonne an einem kalten Morgen auf. Später würde es wahrscheinlich noch um die 12 Grad warm werden, aber es ließ sich nicht ignorieren, dass die kältere Jahreszeit da war. Barbs Zimmer war morgens kalt, wenn sie aufwachte, aber die Wärme von Küche und Wohnzimmer riefen ihr ein Lächeln ins Gesicht. Die Wärme des Feuers und der leichte Geruch von Holzrauch in der Luft vermittelten ihr immer ein behagliches Gefühl. Trotz allem, was sich in ihrem Leben und auf der ganzen Welt veränderte: An einem kalten Morgen schätzte man ein warmes Feuer. Das ging jedem Menschen so und war fast wie ein Naturgesetz. Es verband die Menschen des 21. Jahrhunderts mit denen des 1. Jahrhunderts und davor.

»Guten Morgen, Süße.«

Barb drehte sich um und wollte ihren Vater anlächeln, aber von der Verletzung, die sie sich während der Entführung zugezogen hatte und die noch nicht ganz ausgeheilt war, breiteten sich zusammenziehende Schmerzen in ihrem Oberkörper aus. Ihr Dad reichte ihr eine Tasse.

»Du kannst diesen Kaffee haben«, sagte er. »Ich mache mir einen neuen.«

Sie musterte die Tasse mit dem *Von-Kaffee-muss-ich-kacken*-Aufdruck und schüttelte den Kopf. »Nein, danke.«

»Wieso nicht? Ich habe noch keinen Schluck davon getrunken.«

»Ich suche mir meine eigene Tasse raus.«

Conor schaute von seiner Tochter zu seiner Tasse und wieder zu ihr zurück. »Aber das ist meine Lieblingstasse. Es ist eine große Ehre, wenn man jemandem erlaubt, sein

höchst geschätztes Eigentum zu benutzen. Mir ist, als hättest du meine Ehre mit den Füßen getreten. Außerdem hast du die Tasse selbst ausgesucht.«

»Ich habe sie ausgesucht, weil sie perfekt zu dir passt. Zu mir passt sie nicht.«

»Du bist dir also zu schade, um aus meiner Tasse zu trinken?«, fragte Conor in theatralischem Tonfall.

»Offenbar vergisst du, dass ich ein zartes weibliches Gewächs bin, das mit ausgestrecktem kleinem Finger und ohne Schlürferäusche trinkt. Danke, aber ich kann mir meine eigene Tasse aussuchen und mir selbst was zu trinken machen, Herrgott noch mal.«

Conor zog seinen Arm zurück und hielt die Hand beschützend vor seine Tasse. »Ich wollte sowieso nicht, dass du meine Tasse benutzt. Ich mag nicht, wenn mein Kaffee nach zarten weiblichen Gewächsen riecht.«

Über die Geistesverfassung ihres Vaters murmelnd schlurfte Barb in Richtung Küche. Conor grinste über ihr Outfit aus Camouflage-Cargohosen, Wilson-Combat-T-Shirt und flauschigen rosa Pantoffeln.

»Der Mann, der eines Tages deine Hand erobert, kann sich glücklich schätzen, mein Töchterchen«, rief Conor ihr hinterher. »Wobei ich mir sicher bin, dass er sich höllisch abplagen müssen wird, um so weit zu kommen.«

Barb blieb in der Küchentür stehen. »Was sagst du da?«, fragte sie misstrauisch und warnend.

»Nichts, mein zartes weibliches Gewächs.«

Barb warf ihm einen vernichtenden Blick zu und ging in die Küche. Conor hörte, wie sie im Schrank Tassen herumschob und sich dann einen Filterkaffee eingoss. »Hast du überlegt, was du zum Frühstück willst?«, fragte sie. »Ich bin völlig ausgehungert, ich könnte eine ganze Ziege verschlingen.«

»Freut mich zu hören. Ich hatte an Eier und Ziegenwurst gedacht«, antwortete Conor.

Barb kam mit einer gusseisernen Bratpfanne ins Wohnzimmer zurück, die sie auf den Holzofen stellte. »Das war ja eine schnelle Entscheidung. Hast du die ganze Nacht wachgelegen und von einem Teller mit Ziegenwurst und Eiern geträumt?«

»Nein, aber ich habe wieder ans Bojangles gedacht, als ich aufgewacht bin. Ich hab mir Schinkengebäck und süßen Tee und vielleicht einen Donut von Krispy Kreme zum Nachtisch vorgestellt.«

»Ich glaube, normalerweise gibt's zum Frühstück keinen Nachtisch.«

»Zumeinem schon«, gab Conor zurück. »Zwei Windbeutel mit Schokoglasur. Ist nicht meine Schuld, dass du keine Ahnung hast, was ein gutes Frühstück ausmacht.«

»Du bist echt ein Sadist, dass du Krispy Kreme auch nur erwähnst, so wie's zurzeit zugeht.«

»Ich hab schon Schlimmeres verbrauchen.«

»Weißt du, was echt ätzend ist? Wie ich einen Windbeutel mit Schokoglasur backe, könnte ich wahrscheinlich rausbekommen. Aber ich mag Kokosnuss-Donuts am liebsten. Was glaubst du, wie weit ich jetzt reisen müsste, um an eine Kokosnuss ranzukommen?«

Conor zuckte die Achseln. »Keine Ahnung.«

»Ich auch nicht. Ich nehme an, unser Siebenschläfer pennt noch?«

»Ja. Der arme Junge würde den Winter ohne uns nicht überleben, Barb. Die bloße Vorstellung, wie der Junge versuchen würde, ohne Ofen oder was zu essen in dem Mobilheim zu leben, tut mir in der Seele weh.«

»Andere Leute machen genau das, in diesem Moment«, betonte Barb. »Nur wissen wir einfach nicht davon.«

»Allen können wir nicht helfen. Das ist, was ich weiß.«

»Wenn du deine Mad-Mick-Miliz aufbaust, kannst du vielleicht noch ein paar Leuten helfen. Ich meine, ihnen helfen, sich selbst zu helfen.«

Conor schnaubte. »Mad-Mick-Miliz.«

»So nennen die Leute das«, sagte Barb. »Sie sagen, dass die zwei M, die du in die Bäume schnitzt, für Mad Mick, Mountain Miliz oder Micks Miliz steht.«

Darüber musste Conor lachen. »Na, solange sie darüber reden, verbreiten sie wenigstens die Legende. Allein das hat schon seine eigene Wirkung.«

Plötzlich schrillte ein elektronisches Klingeln durch die Luft. Panik huschte über Barbs Gesicht. Conor konnte ihr ansehen, dass sie in Gedanken nach dem Grund dafür suchte – die Bewegungsmelder, die Alarmanlage am Zaun.

»Das Satellitentelefon klingelt«, sagte Conor und stand auf.

»Fuck«, knurrte Barb.

»Zarte weibliche Gewächse sagen so was nicht«, ermahnte Conor sie, während er aus dem Wohnzimmer ging. Sein irischer Akzent kam durch.

»Als das Scheißding das letzte Mal geklingelt hat, bis du losgezogen, um ein armes, hilfloses Weiblein zu retten«, rief Barb ihm hinterher. »Geh nicht ran!«

»Ich muss trotzdem schauen, wer es ist.« Conor öffnete die Tür des Einsatzraums. Er nahm sich das Telefon und warf einen Blick auf das Display. »Fuck.«

»Zarte Gewächse hören mit«, erinnerte Barb ihn daran, dass sie ihn hören konnte.

Conor nahm das Gespräch an. »Hallo.« Es war keine Frage. Er wusste, wer dran war.

»*Vierzig*«, sagte die Stimme am anderen Ende der Leitung. Es war die Sicherheitsfrage. Die Abmachung war, dass Conor auf die ihm gesagte Zahl mit der antworten musste, die zu der ihm gesagten hinzuaddiert, achtundvierzig ergab.

»Acht«, antwortete er.

Einen Moment lang herrschte Stille und Conor fragte sich, ob er falsch geantwortet hatte. Dann ertönte die Stimme wieder, die jetzt wärmer klang. *»Wie sieht's aus, Conor? Ist das Leben gut zu dir?«*

»So gut es sein kann«, erwiderte Conor. »Ungefähr so, wie man erwartet, wenn die Zivilisation zusammenbricht.«

Die Stimme am Telefon gehörte Ricardo. Er war über die letzten zwölf Jahre hinweg je nach Auftrag Conors Kontaktperson, Manager oder Boss gewesen. Conor wusste immer noch nicht genau, für wen Ricardo arbeitete. Conor wusste nicht, ob er selbst nur einen einzigen Arbeitgeber hatte oder ob er von einem ganzen Konsortium von Regierungsstellen wie der CIA oder dem FBI als Freischaffender für Sonderaufträge angeheuert worden war. So oder so – Ricardo war der Mann, der Conor auf dem Gelände der stillgelegten Kohlegrube von Jewell Ridge angesiedelt hatte. Deshalb schätzte Conor den Mann, auch wenn er ihn nicht wirklich mochte.

»Es wird vielleicht erst noch schlimmer, bevor's wieder besser wird, mein Freund«, sagte Ricardo. *»Halte dich aus dem Rampenlicht raus und pass auf deine Freunde und Angehörigen auf.«*

»Das musst du mir nicht sagen«, meinte Conor. »In der Hinsicht hab ich schon ein paar Erfahrungen gesammelt.« Conor hatte die Lektion, seine Tochter besser nicht zu weit außer Sichtweite zu lassen, kürzlich am eigenen Leib gelernt und wusste nicht, ob er diesen Fehler nochmals begehen würde. Verdammt, vielleicht würde er sie an die Leine legen und sie nicht mehr als drei Meter weit von sich weglassen, bis wieder Ordnung auf der Welt herrschte.

»Das tut mir leid.«

Sie waren einen Moment lang still, bis Conor das Schweigen brach. »Und, Ricardo – rufst du nur an, um zu

hören, wie's mir geht? Du hast doch sicher kein Projekt für mich.«

»Du glaubst es nicht, Conor, aber unsere Arbeit geht weiter. Manchmal ist es einfacher, alte Rechnungen zu begleichen, wenn die Welt durch Chaos abgelenkt ist.«

»Du rufst also an, weil du einen Job für mich hast?«

»Nein, du musst mir einen Gefallen tun.«

»Am Arsch«, fluchte Conor. »Ich hoffe, du hast keine großen Erwartungen, denn ich kann im Moment nicht viel machen.«

»Du befindest dich in einer idealen Position«, sagte Ricardo. »Ich habe einen Angestellten, für den ich eine vorübergehende Unterkunft suche.«

Conor sagte nichts. Ricardo sprach daher weiter.

»Er ist ein Spezialist, genau wie du. Ich hatte ihn auf einem anderen Kontinent im Einsatz, als es hier den Bach runterging. Um ehrlich zu sein, ich hatte ihn komplett vergessen. Ich hatte angenommen, dass er immer noch an dem Projekt arbeitet und sich bei mir melden wird, wenn diese Sache hier gegessen ist. Aber dann tauchte er plötzlich hier in der Stadt auf und rief mich an.«

»Warum kannst du ihn nicht auf irgendeinem Militärstützpunkt unterbringen oder in einem von deinen Ausbildungslagern? Es gibt doch mit Sicherheit jemanden, der diesem Streuner ein Zuhause schenken kann.«

»Dieser Mann darf von niemandem gesehen werden. Er ist viel rumgekommen und hat so einiges gemacht. Und er hat noch viel vor sich. Deshalb muss ich ihn beschützen. Er ist wertvoll.«

»Wie wertvoll?«

»So wertvoll, dass du der Einzige in ganz Virginia bist, bei dem ich ihn unterbringen würde.«

Schmeicheleien halfen einem bei Conor nicht weiter. »Ricardo, die Versorgungsmittel sind knapp und es gibt

keinen Nachschub. Wir leben hier ziemlich spartanisch und ich gehe davon aus, dass es noch schlimmer wird, wenn das alles so weitergeht.«

»Du befindest dich in einer guten Position, das zu überstehen. Dafür habe ich persönlich gesorgt. Du hast alles, was du eventuell gebrauchen könntest. Ich weiß, dass du Vorräte für fünf Jahre hast, weil ich die Lieferungen selbst organisiert habe.«

»Das Essen wird keine fünf Jahre reichen, wenn mehr Leute mitessen«, sagte Conor. »Ich hasse es, so ein Arschloch zu sein, aber werde es trotzdem sein. Du weißt, dass ich einen Gefallen ungern verweigere, aber bei diesem werde ich wohl nein sagen müssen.«

»Er ist ein Vater und seine Tochter ist bei ihm. Sie haben nur sich.«

»Du bist ein mieser Sack«, sagte Conor. »Das hast du absichtlich gemacht - mir gesagt, dass es ein Vater und seine Tochter sind. Du weißt, dass ich in der Beziehung eine Schwäche habe.«

»Und er ist Arzt.«

Das erregte Conors Aufmerksamkeit.

»Interessierst du dich dafür?«

»Vielleicht. Sofern er mit Versorgungsgütern eintrifft. Ich habe nicht genügend Erste-Hilfe-Ausrüstungen und Medikamente, um mehr als ein, zwei Leuten zu helfen.«

»Conor, du weißt genau, dass man im Moment so gut wie gar nicht an medizinische Sachen rankommt. Alles ist ein absolutes Chaos. Die Versorgungskette ist an jeder einzelnen Stelle zerbrochen.«

»Ich war noch nicht fertig«, sagte Conor. »Wenn ich ihn hier aufnehme, dann wird er hier mit seinen eigenen Waffen und extra Munition für mich eintreffen - allein um das ganze Aufheben wiedergutzumachen, zu Besuch zu sein. Er wird mit chirurgischen Geräten, einer Apotheke und seinem

gottverdammten eigenen Essen eintreffen. Kannst du das organisieren?»

»*Conor ...*«, sagte Ricardo, dessen Ton vermittelte, dass Conor vielleicht etwas zu viel verlangte.

»Das ist der Deal«, sagte Conor. »Du kannst ihn annehmen oder es sein lassen. Du hast fünf Sekunden, dich zu entscheiden.«

»*Ich nehme an*«, sagte Ricardo schnell.

»Wie schaffst du ihn her?«

»Du hast doch einen Helikopterlandeplatz, oder? Der groß genug für einen Chinook ist?«

»Korrekt«, sagte Conor. »Ich habe einen riesigen Parkplatz mit viel Platz für Landeanflug und zum Abheben. Wie zum Teufel bist du an einen Chinook gekommen?«

»*Der Hubschrauber ist geleast. Ich hab die ganze Nacht am Telefon verbracht, um das zu deichseln. Die Maschine stammt aus der kanadischen Forstwirtschaft. Die Besatzung besteht aus G4-Securitas-Kräften. Ich habe einen wichtigen Auftrag, einen Container vom Oak Ridge National Laboratory an Deck eines Forschungsschiffs zu fliegen, das vor der Küste vor Anker liegt. Der Hubschrauber soll morgen von Norfolk, Virginia, abheben und gen Westen fliegen. Er fliegt sowieso genau über dich rüber. Niemand wird mit der Wimper zucken, wenn er dabei kurz landet, um einen Frachtcontainer und zwei Leute abzusetzen.*«

»Vergiss einfach nicht den Container mit den Versorgungsmitteln. Mir ist egal, ob dieser Typ Arzt ist oder nicht - wenn er hier ohne Güter auftaucht, wird er zurück zur Küste latschen müssen.«

»*Du bist wertvoll für mich, Conor. Ich würde dich nicht anlügen.*«

»Danke, mein Freund.«

»*Du kannst diesen Mann also morgen erwarten. Wenn er aus irgendwelchen Gründen bis zum Nachmittag nicht*

aufgetaucht ist, kannst du davon ausgehen, dass die Pläne sich geändert haben.«

»Hat dieser Typ auch einen Namen?«, fragte Conor.

»Sich vorzustellen, überlasse ich ihm.«

Conor wollte gerade sagen, dass ihm nicht gefiel, wie sich das anhörte, als das Gespräch endete. Gab es einen Grund, warum er ihm den Namen nicht sagen wollte? Conor überprüfte, wie viel Batterie das Satellitentelefon noch hatte, und entschied sich, es einzustöpseln. Er verließ den Einsatzraum und zog die Tür hinter sich zu.

Barb briet gerade Würste auf dem Ofen und bedachte Conor mit einem harten Blick. »Und, wozu hast du uns diesmal verpflichtet? Ich hab gehört, wie du da drinnen wie eine warme Tortilla zusammengeknickt bist.«

Conor seufzte. »Wenn du gehört hast, wie ich mich *verpflichtet* habe, hättest auch hören müssen, wie ich *protestiert* habe.«

»Und, was hat gewonnen? Dein Protest oder sein leidenschaftliches Bitten?«

Conor antwortete nicht sofort. Er suchte nach einer Sehweise, die ihn in einem besseren Licht dastehen lassen würde, wenn Barb ihm auf die Schliche kam.

»Ich wusste es!«, schrie sie. »Er hat dir irgendwas Tragisches erzählt, stimmt's? Was war's diesmal? Musst du wieder ein armes Weiblein retten? Oder ist es eine andere Mission? Ein Spezialeinsatz? Ein *Attentat*?«

Conor starrte zu Boden. »Das war Ricardo. Bei ihm ist unerwartet ein wichtiger Agent aufgetaucht, den er aus der Öffentlichkeit entfernen muss - irgendwohin, wo er nicht gesehen wird. Da hat er an mich und das Gelände hier gedacht.«

»Ja, aber du lebst hier nicht allein. Ich wohne auch hier. Und jetzt muss ich mich um zwei alte Säcke statt nur einen kümmern?«

»Glaube ich nicht«, sagte Conor. »Der Deal sieht vor, dass er sein eigenes Essen mitbringt. Außerdem hat er seine Tochter mit dabei und wenn er ein alter Sack ist, nehme ich an, dass sie dafür verantwortlich ist, sich um ihn zu kümmern.«

Barbs Lippen waren schmal zusammengepresst. Sie wurde wütend. »Ich kann nur sagen, dass die sich besser um sich selbst kümmern, verdammt noch mal. Ich hab genug zu tun.«

Conor streckte eine tröstende Hand nach seiner Tochter aus. »Das habe ich Ricardo auch schon alles gesagt. Er weiß, wie die Sache steht, und er hat mir geschworen, dass er alles tut, um uns zu entschädigen. Ich hab ihm gesagt, dass wir zum Ausgleich für die Mühe, den Stress und die Unannehmlichkeiten mehr Versorgungsmittel brauchen. Sagte ich schon, dass dieser Mann Arzt ist?«

Bis jetzt hatte Barb wutentbrannt mit einem Pfannenwender Würste in ihrer Pfanne umgedreht. Jetzt erstarrte sie und sah ihren Vater an. »Ein Arzt, sagst du?«

Conor nickte langsam und sah seiner Tochter in die Augen. »Einen Arzt könnten wir gebrauchen, für uns selbst und auch, damit die Leute in der Gegend uns freundlich gesonnen sind.«

Barb zuckte die Achseln. »Abgesehen von den alltäglichen Gefahren heutzutage ist natürlich die Tatsache zu bedenken, dass du immer schneller gebrechlich und senil wirst. Vielleicht haben wir Glück und der Arzt hat ein bisschen Erfahrung in der Geriatrie.«

»Vielleicht hat er eine gynäkologische Ausbildung für den Fall, dass du Ragus heiratest und ihr anfangt, kleine Conors in die Welt zu setzen«, schoss Conor mit schelmischem Blick zurück.

Barb verschlug es nicht die Sprache. »Oder vielleicht ist er ein Proktologe und kann mein Arschloch von einem Vater

behandeln.«

Conor tat, als schmolte er, aber er war zu hungrig. »Soll ich ein paar Eier verquirlen? Ich glaube, im Kühlschrank sind noch ein paar Paprikaschoten, Zwiebeln und *vielleicht* noch etwas Feta.«

Barb antwortete nicht. Der Kommentar über Ragus und Babys irritierte sie immer noch wie eine wütende Biene. Sie war mit ihm noch nicht fertig. »Ich weiß nicht, was für abwegige Gedanken dir in deiner Bowlingkugel von einem Kopf rumkullern, lieber Vater, aber ich habe an dem Knaben keinerlei Interesse. Lass uns das ganz klarstellen. Für mich ist er immer noch ein Bubi, und dass er hier mit seinem traurigen Hundeblick rumläuft, ist alles andere als verführerisch. Im Gegenteil, es ist absolut nervig. Wenn ich denken würde, dass er eine Nacht lang überleben könnte, würde ich seinen Arsch vor die Tür setzen, aber ich glaube, das bringe ich nicht. Ein kleines Kätzchen könnte leichter überleben als er.«

Conor machte den Mund auf, um einen weiteren Kommentar abzugeben. Sein schelmischer Blick verriet Barb, dass sie keine Entschuldigung zu erwarten hatte, sondern nur weitere Sticheleien. Ihr reichte es. Sie holte zu einem Präventivschlag aus und warf ihren fettigen Pfannenwender in seine Richtung. Conor duckte sich nach links und der Wender knallte gegen die Wand.

»Herrje, Barb! Mit so einem Wurf könntest du einem alten Mann bleibende Schäden zufügen.«

Barb holte sich ihren Pfannenwender und starrte Conor finster an. »Lass dir das eine Lehre sein. Nächstes Mal könnte es etwas Schwereres und Schärferes sein.«

Kapitel 3

»Ich bin mir ziemlich sicher, Sie wissen inzwischen alle, dass ich früher ein Geschichtsprofessor war.«

Bryan saß an einem Ende des Speisesaals auf einem Stuhl und hielt eine Ansprache vor der geschrumpften Menge. Statt der ausdrucksvollen Rede des Anführers vieler Männer klang es mehr wie ein Geständnis, so als wäre Bryan ein neues Mitglied von den Anonymen Alkoholikern und teilte den anderen seine Lebensgeschichte mit.

»Ein historischer Aspekt, für den ich mich immer persönlich interessiert habe, ist, wie Familiendynastien zu Zeiten staatlichen Umbruchs an Macht und Reichtum gelangen. Es hat stets Männer gegeben, die einen Weg zum Erfolg gefunden haben, weil sie bereit waren, sich nicht auf das Negative zu konzentrieren. Das war bei den Umbrüchen der Fall, die von der europäischen Expansion im 19. Jahrhundert verursacht wurden, sowie bei den weltweiten Umstürzen, die die Weltkriege mit sich brachten, und ließ sich auch an den wohlhabenden Russen beobachten, die während des Zusammenbruchs der Sowjetunion an Machtpositionen gelangten. Manchmal ist es reines Glück, manchmal befindet sich jemand einfach zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Manchmal begreifen Menschen, dass es vielleicht nur kurze Augenblicke im Verlauf ihres Lebens gibt, in denen sie die Möglichkeit haben, eine Chance zu ergreifen. Wie ich immer wieder sage – *das Glück hilft dem Kühnen*. Wenn man zögert, verliert man.«

Bryan stand auf, ging langsam ans Fenster des Speisesaals und sah hinaus. Seine Miene wirkte fast bekümmert, von einer tiefen Traurigkeit bewegt, die auf

etwas Entgleitendes gerichtet war – oder auf etwas, das vielleicht schon verloren war.

»Ich hatte mir Gutes für die von uns vorgestellt, die am Anfang dieser Katastrophe die Initiative ergriffen haben. Einige von Ihnen hatten mit mir zusammengesessen, als wir über dieses Vorhaben nach den Angriffen diskutiert haben. Andere von Ihnen sind später dazugestoßen, aber ich möchte trotzdem annehmen, dass auch Sie an unsere Mission geglaubt haben.«

Bryan wandte sich vom Fenster ab, als könnte er nicht länger ertragen, was er dort draußen sah. »Geld und Eigentum bedeuten den Leuten jetzt nichts mehr, verstehen Sie? Sie können ihr Silber und Gold, ihre alten Erbstücke, nicht essen. Sie können ihre Stapel von Banknoten nicht essen. Sie können ihren Grundbesitz nicht essen. Aber wenn ich ihnen gegen diese Dinge, die für sie wertlos sind, etwas eintausche, das sie essen *können*, wenn ich sie überzeugen kann, diese Dinge für ein paar Mahlzeiten in meinen Namen zu überschreiben – dann werde ich dieses Eigentum immer noch besitzen, wenn die Welt sich wieder in geordneten Bahnen dreht.«

Er ließ sich wieder auf seinen Stuhl vorn im Raum fallen und ließ den Blick über die Gesichter schweifen. Er musste sich davon überzeugen, dass er die Männer berührte, dass sie sich verstanden. »Hätten wir ernten können, hätte ich Dutzende von bewaffneten Trupps mit Eiern, Trockenfleisch, Kartoffeln, getrockneten Bohnen und sogar Haschisch und Opium in die umliegenden Ortschaften geschickt. Was glauben Sie, was die Leute dafür eingetauscht hätten? Was glauben Sie, wie viele Häuser wir Ende nächsten Jahres besessen hätten, wenn die Zustände noch ein Jahr lang so weitergehen? Wie viele Kisten voller Geld hätten wir beiseiteschaffen können? Wie viele Säcke voller Goldschmuck und Silberschmuck hätten wir dann?«